

In luftiger Höhe:
Blick vom
Kulturkran auf
den Harburger
Binnenhafen und
Channel-Bauten



Überhaupt gar nix is' hier los.“ Hm, das ist ein hartes Urteil. Und gleichzeitig Monis Antwort auf unsere Frage, wie sie den Stadtteil Harburg beschreiben würde. Moni ist um die 60, eine zierliche Frau mit rauchiger Stimme. Es ist kurz vor 15 Uhr am Nachmittag. Sie sitzt am Tresen der Kneipe „Bei Rosi“. Seit 19 Jahren wohnt sie mit ihrem Mann im Anbau der Kultgaststätte.

Das urige Fährhaus im Binnenhafen ist Anlaufstelle für Manager, Hafenmitarbeiter, Rentner, und junge Studenten von der Technischen Universität Hamburg-Harburg, die in rustikalem Ambiente Bier trinken, Zigaretten qualmen und Currywurst mit Pommes essen wollen. Ab und zu kommt auch Gunter Gabriel vorbei, der ganz in der Nähe auf seinem Hausboot wohnt, und bringt ein

paar Promis mit. Davon erzählen zumindest die gerahmten Fotos an der Holzvertäfelten Wand – und Vera, die heute Thekenschicht hat. Genau wie Moni findet auch Vera an Harburg nichts Besonderes. Kaum noch gute Kneipen gäbe es hier – aktuell sind der beliebte Veritas Beach Club und der Musikclub „Stellwerk“ in ihrer Existenz bedroht. Viele Firmen seien verschwunden, die Einkaufsstraße sei wegen des Phoenix-Centers zu einer einzigen Backshop-Wüste mutiert. Gut, der Binnenhafen werde durch neue Wohnprojekte langsam aus seinem Dornröschenschlaf geweckt. Aber sonst ..? „Nix los.“ Warum wir gerade über Harburg ein Stadtteilporträt schreiben wollen? Die beiden Ladys können das nicht wirklich nachvollziehen.

Vielleicht braucht man dazu aber auch einen gewissen Abstand zu Harburg; muss den Sprung über

die Elbe wörtlich nehmen – vom hippen, gentrifizierten St. Pauli hinein in den stiefmütterlichen Schatten Hamburgs –, um das Besondere zu erkennen: die unterschiedlichsten Facetten und die starken Gegensätze, die diesen Stadtteil prägen.

Wer mit der S-Bahn, dem Auto oder dem Fahrrad von Wilhelmsburg nach Harburg fährt, der muss erst einmal die Süderelbe überqueren – und erlebt dann einen Hauch von Brooklyn. Fast wirkt die Umgebung urbaner als im Hamburger Stadtgebiet: viel mehr Lkws, Baustellen, Dreck und spröder Industriecharme. Bestes Beispiel: Ein leer stehendes Backstein-Ensemble, das mit seinen eingeworfenen Fensterscheiben direkt auf die Nartenstraße blickt. Bis 2009 gehörte es der New York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie, die jetzt in Lüneburg produziert.

Ein paar Hundert Meter weiter, vorbei an dem kleinen Kiosk „Trinkhalle“, der sich an einer unwirtlichen Straßenecke unter einem riesigen Strommast duckt, kommt der Verkehr zum Erliegen: Die Lotsebrücke ist hochgeklappt und ragt senkrecht in den Himmel. Doch statt Kreuzfahrtschiff oder Containerfrachter schippert ein kleines Boot ohne Eile unter der Brücke hindurch. Herrlich lässig ist das!

Nächste Szenerie: Die Schlossinsel im Harburger Binnenhafen. Direkt am Lotsekai steht auf Kopfsteinpflaster und alten Schienen ein gelbes Relikt aus dem einstigen Hafenbetrieb: ein gelber Portalkran der Firma Liebherr. Bis 2006 wurde er für das Verladen von Schüttgut genutzt, danach nahm sich die KulturWerkstatt ihm an. Der Verein, der mit Ausstellungen, Vorträgen und Lesungen die Kultur und Kunst im Stadtteil pflegt, hat ihn

Himmel & Hölle

Harburg Vom idyllischen Binnenhafen zur trostlosen Fußgängerzone. Der Stadtteil bietet etliche Facetten – und überraschend viel Kunst

► Text: Julia Braune

► Fotos: Nele Gülck



restaurieren lassen und wieder voll funktionstüchtig gemacht. Heute wird um und unter dem Kran „Kultur umgeschlagen“, erzählt der Vereinsvorstand Gorch von Blomberg. Insbesondere als Open Air-Veranstaltungsort. Bald soll man sogar im Kran übernachten können: Gemeinsam mit Kerstin Esser von der Insel-pension und dem Designer Stefan Seiffert wird der Verein eine kokon-artige Koje im Kran installieren. In luftiger Höhe dürfen sich Kran-Fans dann betten, ohne fließendes Wasser und Zimmerservice. Dafür mit einer prächtigen Aussicht: Südlich des Kanals tanzen moderne Hochbauten aus der Reihe des Stadtbilds.

Zum Beispiel ein zum Bürohaus umgestaltetes Getreidesilo und der 75 Meter hohe Channel Tower, Wahrzeichen des Stadtentwicklungsprojekts „channel hamburg“, das sich seit Anfang der 90er Jahre um die



Wiederbelebung des Binnenhafens und umliegender Areale bemüht. Auf der anderen Seite des Kanals fällt der Blick auf andere brandneue Channel-Projekte: Die Wohnungen, die in HafenCity-ähnlicher Architektur auf der Schlossinsel errichtet wurden, wirken noch ein wenig fehl am Platz; und auch der von der IBA unterstützte Sternpark sieht unbelebt aus. Dazwischen steht das historisch wichtigste Gebäude des Stadtteils: das Harburger Schloss, Keimzelle der ehemals eigenständigen Stadt. Nur sieht das Schloss überhaupt nicht herrschaftlich aus, sondern wie ein ganz nor-



males mintgrün angestrichenes Mehrfamilienhaus – nur noch Teile des Kellers und der Außenmauern stammen wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert. Schlendert man die neu angelegten Sternpark-Pfade dahinter ein Stück weiter an die nördliche Spitze der Insel, kommt man zum Überwinterungshafen: moderne Wohnanlagen, dazwischen ein bisschen Industrie; Hausboote schaukeln neben Yachten und Schleppern am Ufer; dazu das gedämpfte Rauschen der Bundesstraße und der S-Bahn-Linie; idyllisch, ruhig, weit weg von Hamburg. Ein Fischer steht am frisch

Alter Hase: Moni lebt seit 1969 in Harburg. Junger Fisch: darf noch mal zurück ins Wasser

installierten Holzponton und zieht einen Zander aus dem Wasser. „Ich find's gut, dass sich hier im Hafen was verändert“, erklärt er, während er den noch zu kleinen Fisch zurück ins Wasser wirft. „Früher war es schwierig hier zu angeln – das Ufer war ja meist noch Firmengelände.“ Jetzt ist es größtenteils öffentlich zugänglich und die Harburger Angler sind zufrieden.

Richtung Harburg-Stadt nimmt die Idylle ab und das Gewusel zu. Die hässliche Gleisschneise entlang der Hannoverschen Straße leitet hinunter zum Bahnhof. Hier weckt Harburg Erinnerungen an diverse Vorstadt-höllen. Daran sind hauptsächlich so uncharmanten Bauten wie der Cinemaxx-Komplex, der Markt-Kauf und das Phoenix-Center schuld. Insbesondere Letzteres hat die Harburger Einkaufsstraße veröden lassen. Wie Moni und Vera es zuvor noch in der



Abgerockter Industriecharme und zeitgenössische Kunst: Die P/ART in den Phoenix-Hallen

heute nur noch die schwarze Masse für Autoreifen gefertigt. Das riesige Areal mit seinen rotklinkernen, teilweise leer stehenden Hallen steuert langsam auf den industriellen Ruhezustand zu – und bietet Platz für Neues. Und zwar für Kunst: Schon vor knapp 14 Jahren hat der Unternehmer Harald Falckenberg das räumliche Potenzial der Phoenix-Werke erkannt und zur Lagerung seiner Sammlung genutzt. 2008 machte er sie öffentlich zugänglich: In einer umgebauten Halle direkt am Tor 6 sind nun Werke zeitgenössischer Künstler wie Martin Kippenberger, Daniel Richter, Dieter Roth und Jonathan Meese sowie wechselnde Sonderausstellungen im Rahmen von Führungen zu sehen. Und vielleicht wird in den nächsten Jahren noch mehr Gegenwartskunst in die Phoenix-Hallen ziehen. Wie das aussehen könnte, hat zumindest schon mal die Produzentenkunstmesse P/ART gezeigt, die im September in einem der leer stehenden Gebäude stattfand. 80 Künstler präsentierten ihre Maleien, Skulpturen, Installationen, Fotografien und Filme; 4.000 Besucher kamen – nach Harburg. ●

Hafenkneipe beschrieben hatten, reißen sich in der verkehrsberuhigten Lüneburger Straße Backshops, Ein-Euro-Läden und Billigschuh-Ketten aneinander. Ein letzter Dino hält sich wacker: Das Modegeschäft Hübner feiert 100-jähriges Jubiläum. Gut, die Schaufensterpuppen sprechen ein eher älteres Publikum an ... Und ja, hübsch zurechtgemachte Dämchen sieht man in der Fußgängerzone einige. Ebenfalls zahlreich vertreten: Weniger gepflegte Typen, die vor den Backshops aus Bierdosen schlürfen. Auch das ist nicht untypisch für Vorstadthöhlen.

Was man dort aber seltener findet, ist ein Quartier wie das Harburger Phoenix-Viertel. Es grenzt an die öde Shoppingmeile und ist eine Mischung aus gründerzeitlichen Häusern und Nachkriegsbauten der 50er Jahre, aus vorbildlich renovierten Ecken und dunkleren Gassen, aus diversen kleinen türkischen, portugiesischen, afrikanischen, thailändischen Läden, die die Straßen säumen – und den Besucher zurück ins multikulturelle, leicht angeschmuddelte, urbane Leben holen. Herzstück und Namensgeber des Viertels sind die Phoenix-Werke. Wo früher alle möglichen Produkte aus Gummi hergestellt wurden und Harburger Jugendliche mit Ferienarbeit ihr Taschengeld aufbesserten, wird

Schiff geht vor: Die hochgeklappte Lotsebrücke zur Schlossinsel

3,9

Quadratkilometer ist der Stadtteil groß, der einige sehenswerte Kunstinstitutionen versteckt, u.a. das Archäologische Museum Harburg, die Kulturwerkstatt, den Kunstverein Harburger Bahnhof und die Sammlung Falckenberg

30

Millionen Euro wurden in den letzten zehn Jahren für die Sanierung des Phoenix-Viertels investiert

